

VERENA DOHRN

PRZEMYŚL

SONNENUNTERGANG ÜBER DEM SAN¹³

Przemyśl, wie eh und je Festungsstadt an der Grenze, heute zwischen der Republik Polen und der Ukrainischen Sowjetrepublik, war einst - wie Zamość - eine blühende Handelsstadt und eine Stadt der Kirchen verschiedener Konfessionen. Lange ist das her, denn als Karl Emil Franzos¹⁴, der aufgeklärte jüdische Schriftsteller und Journalist aus dem podolischen Czortków, vor hundert oder mehr Jahren auf der Durchreise, im Bahnhofsrestaurant der Stadt das allersonderbarste Kalbsschnitzel seines Lebens aß, gefüllt mit einem Nagel, stark verrostet, mit einer Stahlfeder und einem Büschel Haare garniert, lamentierte er laut über das Halb-Asien hier. Wohl oft reiste er mit der Karl-Ludwig-Bahn von Osten nach Westen und wieder zurück, schrieb viele Bücher über Reisen durch Galizien.

Wir nähern uns der Stadt, als es schon Abend wird, finden uns plötzlich zwischen Autos eingekellt, die sich im Schrittempo durch die Vorstadt schieben. Abgaswolken der Lastwagen vernebeln den ersten Blick auf die Stadt, auf den San. Eine lange Brücke führt hoch über den Fluß hinweg ins alte Przemyśl hinein.

»Die deutsche Sprache wird überall in Przemyśl gesprochen und verstanden, vor allem natürlich in allen Geschäften, Hotels, Kaffeehäusern usw., um so mehr, als sie sich größtenteils in jüdischen Händen befinden (daher am Samstag vorwiegend geschlossen)«, lese ich aus dem *Illustrierten Führer durch Przemyśl und Umgebung*, Lemberg 1917, Preis zwei Kronen. »Von Przemyśl gehen Eisenbahnlinien in drei Richtungen; gegen Norden nach Jaroslau, gegen Süden nach Drohomil und gegen Osten nach Mosciska und Lemberg. (...) Für Reisende III. Klasse ist Samstag und Freitag abends der bequemste Tag, da an diesem Tage keine Juden reisen, die sonst bei dieser Wagenklasse die meisten Passagiere stellen.«

Mehr als eintausend Jahre alt ist die Stadt. Daß »im Jahre 981 Wladimir aus Kiew gegen Polen loszieht und deren Burgen Przemyśl, Czerwień und andere besetzt«, erwähnt bereits die Chronik des ruthenischen Schreibers Nestor. »Laßt die Leute von Przemyśl durch!« heißt es dort. »Rußland wird sonst kein Salz bekommen. « Ruthenen, Polen, Ungarn, Rumänen, Tataren, die Österreicher eroberten und regierten die Stadt, in der Ruthenen, Polen, armenische und jüdische Kaufleute, Griechen und Walachen lebten, und schon seit 1018 deutsche Siedler. Przemyśl war achtzig Jahre lang sogar dreifache Bischofsstadt, hatte nach der Brester Union im Jahr 1596 ein bereits mehr

als zweihundert Jahre altes, 1375 gegründetes römisch-katholisches Bistum und zwei uthenische: einen Bischof, der sich bereit fand zu jener Union mit der römisch-katholischen Kirche, und einen, der sich gegen sie wehrte. Im 16. und 17. Jahrhundert - Przemyśl besaß bereits Kanalisation und Wasserleitung - blühte die Handelsstadt. Seit mehr als sechshundert Jahren, seit 1340 der polnische König Kasimir der Große Przemyśl erobert hatte, lebten dort Juden. 1559, dreißig Jahre früher als in Zamość, wurde ihnen Handels- und Siedlungsrecht gewährt, siebzehn Jahre später vollständige Autonomie, 1660 das Privileg der eigenen Justizpflege und Steuerfreiheit. Sie hätten begonnen, die Polen aus Handwerk und Gewerbe zu verdrängen, schreibt der *Illustrierte Reiseführer* des Verbands der polnischen Vereine in Przemyśl, so daß sich bald kein einziges Geschäft mehr in christlichen Händen befunden habe.

Undeutlich sehen wir rechter Hand einen bewaldeten Hügel liegen, vermuten, daß er der Schloßberg sei, den Helene Deutsch so liebte. Die Psychoanalytikerin der ersten Generation, enge Mitarbeiterin von Sigmund Freud und bekannt durch Arbeiten zur Psychologie der Frau, ist in Przemyśl geboren und aufgewachsen. So viele ihrer



*Przemyśl
Blick über
die Altstadt*

Kindheits- und Jugenderinnerungen konzentrierten sich auf jenen Berg, daß sie selber sich später fragte: »Waren die Sonnenuntergänge auf dem Schloßberg wirklich so feuerrot, wie ich sie in Erinnerung habe? War der Vollmond über dem San tatsächlich so geheimnisvoll und gespenstisch?«

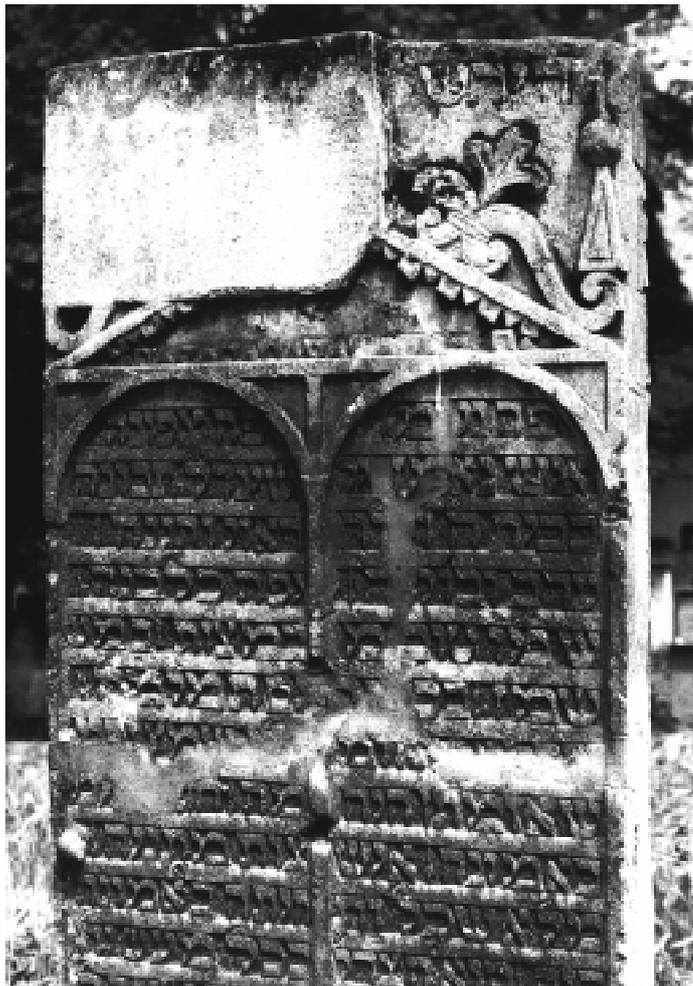
Die Sonne ist längst untergegangen, und kein Vollmond steht über dem San, als wir endlich an seinem Ufer das Zelt aufschlagen, auf dem Campingplatz der Stadt. Neumond ist gerade vorbei. Am gegenüberliegenden Ufer flimmern aus zahllosen kleinen Fenstern, neun, zehn Stockwerke hoch, die Lichter der Neustadt. Ein Lagerfeuer brennt auf der Wiese. Jugendliche, eher Kinder noch, lassen lärmend die Flasche kreisen. Dunkel türmt sich die Altstadt über dem Fluß. Der »Verkehrsplan Przemysł, Sonderausgabe für den Generalstab des Heeres, 9. Abteilung« ermöglicht uns eine erste Orientierung. Welch ein Glück für uns, daß Solidarność der Manifest-Lipcowy-Straße ihren Vorkriegsnamen Piłsudski-Ufer zurückgegeben hat. Wir steigen die unbeleuchteten Treppengassen hinauf, gehen an schwach erleuchteten Ladenschaufenstern vorbei. Die Nacht ist mild, einige Menschen sind noch unterwegs. Kaum mit den Augen, eher an ihren Stimmen zu erkennen, huschen sie an uns vorüber. Langsam fährt ein PolizeijEEP Patrouille. Wir kommen an der römisch-katholischen Kathedrale mit dem mächtigen Glockenturm und an der Franziskanerkirche vorbei, die sich beide, da über den Wohnhäusern am Berg errichtet, um so gewaltiger geben, und beginnen noch in der gleichen Nacht die Suche nach dem »Gizowski-Haus«, in dem am Ringplatz die Familie Rosenbach wohnte. Helene Deutsch, geborene Rosenbach, sah, mit Ausnahme von kurzen Besuchen in ihrer Heimatstadt zwischen den Weltkriegen, das Haus nicht wieder. Vergeblich beauftragte sie einen Kollegen, der von den USA aus nach dem Zweiten Weltkrieg einmal aus beruflichen Gründen nach Polen reiste, damit, es zu suchen. Vom Straßenverkehr sei das Haus am Ringplatz nur durch einen winzigen Park getrennt, der Balkon auf der Vorderseite eine Loge gewesen, von wo aus sie das Leben und Treiben der Stadt an sich hätten vorüberströmen sehen. Das Liebesleben von Dienstmädchen und Soldaten, Oberschülern und Backfischen hätten sie so ausspioniert und manchmal auch ehrbare verheiratete Männer auf sündigen Abwegen ertappt. Im Zentrum von Przemysł also lag das Haus. Vom Haus zum Schloßberg sei es nur ein kurzer Spaziergang gewesen, erinnert sich Helene Deutsch, zwei Straßen hätten sie, an verschiedenen Kirchen vorbei, in einer knappen halben Stunde dorthin geführt. Den umgekehrten Weg sind wir gegangen. Wir irren durch die dunklen Gassen, über Treppenstufen und Bordsteine stolpernd, zur Mitte der alten Stadt. Dort finden wir Plätze, die alle, im Dunkeln kaum lesbar, polnische Namen tragen. Ratlos schauen wir die Häuser an. Drei Stockwerke hoch soll das »Gizowski-Haus«, das Elternhaus von Helene Rosen-

bach, gewesen sein und ein Mikrokosmos der damaligen polnisch-jüdischen Gesellschaft von Przemyśl. In der Mitte ein großer Innenhof. Schäbig habe es ausgesehen. Im Erdgeschoß hätten die Horaks gewohnt. Herr Horak, ein frommer Katholik, habe Hausmeisterdienste versehen im »Gizowski-Haus«. Seine Töchter seien Prostituierte und Frau Horak sei ewig schwanger gewesen. Oft standen, so Helene Deutsch, Kindersärge vorm Haus. Ihr unvergeßlich, die Begegnungen mit dem Priester, der ins Haus kam, in seinem weißen Spitzenornat, die Monstranz vor sich hertragend, gefolgt von einem buckligen Ministranten mit dem Weihrauchfaß und einer schrillen kleinen Glocke, die er unaufhörlich schwang, um die Gläubigen an den vorgeschriebenen Kniefall zu erinnern. Jedermann sei dann auch wie ein vom Wind geknickter Halm auf die Knie gesunken, nur die Jüdin Helene Rosenbach, ehrfürchtig schweigend, nicht. »Ich fühlte ein Stigma auf mir und war von Scham erfüllt. Ich gehörte nicht dazu«, schreibt sie in ihren Erinnerungen. Lange habe sie das Sterben für eine rein katholische Angelegenheit gehalten. Juden seien nur gestorben, wenn sie sehr arm waren. Die Rosenbachs aber waren eine wohlhabende Familie. Im besseren Teil des Erdgeschosses habe die Großmutter Rosenbach mit ihren beiden Töchtern Franja und Sonja gewohnt, die »Aristokratie« des Hauses im ersten Stock. Auf der einen Seite der Anwalt Rosenbach und seine Frau mit ihren vier Kindern, einen großen Bruder hatte Helene und zwei ältere Schwestern; auf der anderen Seite die Tarnawskis, ebenfalls eine Anwaltsfamilie; Helene Deutsch nennt sie »die besten Repräsentanten jener seltenen polnischen Patrioten, die gewillt waren, die polnischen Juden als absolut gleichberechtigt zu akzeptieren«. Bis zu ihrem dreiundzwanzigsten Lebensjahr, bis Helene 1907 zum Studium und, um eine verbotene Liebe in sicherer Entfernung von der kleinstädtischen polnischen Gesellschaft in Przemyśl zu leben, nach Wien ging.

Daß der alte Ringplatz sich hinter dem heutigen Rynek, dem Marktplatz, verborgen hält, verrät uns der *Illustrierte Führer* erst am kommenden Morgen. Kopfsteinpflaster unter Linden, einen Springbrunnen, den Bären, das Wappentier der Stadt, berieselnd, Blumenbeete, Bänke, ein bißchen Rasen - zuerst können wir den Marktplatz nicht entdecken, dann sehen wir, daß er sich auf zwei Etagen verteilt, deshalb nicht übersichtlich ist. Wohl ein Geviert, hat er, nicht am Reißbrett, sondern im Laufe der Geschichte am Fuße der alten Festung entstanden, nicht die Größe, das Ebenmaß, die klaren Umrisse des Großen Marktes von Zamość. Einst aber war auch der Ringplatz von prächtigen Häusern umgeben. Ausladende Bogenfenster hatte jedes von ihnen. Auch ihre Giebel waren mit Renaissance-Attiken geschmückt. Das schönste soll das Rathaus gewesen sein, dem in der Stadt Poznan ähnlich. Mit seinem Uhrturm, eine zierliche Galerie führte um ihn herum, seine Spitze war mit einem barocken Dach-

helm gedeckt, überragte es die Häuser der Stadt. Vom alten Ringplatz ist nicht viel übriggeblieben. Das Rathaus steht schon lange nicht mehr. Es hat die Polnischen Teilungen nur um wenige Jahre überlebt, wurde abgerissen, weil es baufällig war. Von den Bürgerhäusern finden wir oben, in der Südostecke des Platzes, die letzten. Das Haus der Familie Hild (Numero 15) im Renaissancestil noch aus dem 16. Jahrhundert soll das älteste sein. Den gedrungenen, niedrigen, dickwandigen Arkaden, auf denen die alten Häuser zu ruhen scheinen, geräumiger, krummer als die Arkaden in Zamość, ist die Last von vierhundert Jahren anzusehen. Wie großzügig die Häuser angelegt sind, verraten ihre Fassaden, die geschmückt sind, aber schmal, weniger als ihre mächtig sich dehnenden Seitenmauern und ein Tor, dahinter ein langer, dunkler Gang, der unseren Blicken von fern, tief drinnen das kühl schillernde Grün eines mit Efeu und allerlei Buschwerk bepflanzten Innenhofs entbietet. (...)

Janusz zeigt uns den Weg vor die Stadt zu den Friedhöfen von Przemyśl, die, der kommunale, der jüdische und der Soldatenfriedhof, eng beieinanderliegend, von nationaler und konfessioneller Vielfalt, verwickelter Kriegsgeschichte erzählen. Ukrai-



nische und polnische, hebräische und polnische Inschriften stehen jeweils zusammen auf einem Stein. Polnische, ukrainische, ungarische, jüdische Gräber gibt es, aus dem Ersten Weltkrieg einen deutschen, einen russischen und einen österreichisch-ungarischen Soldatenfriedhof. Schlichte jüdische, mit dem Doppelkreuz versehene orthodoxe, mit dem einfachen Kreuz - katholische Gräber. Auf die Gräber polnischer Freiheitskämpfer von 1848 und 1863 gegen die österreichische Vorherrschaft, von 1920 gegen Budjonnys Reiterarmee¹⁵ hat Solidarność kleine rotweiße Nationalflaggen gesteckt. Die jüdischen Gräber erzählen nur selten davon, daß Juden aus Przemyśl den nationalsozialistischen Massenmord überlebten und, wenn sie ihn überlebten, trotz des von der Gomulka-Regierung um 1968 entfachten Antisemitismus dort geblieben sind. Eine Synagoge oder eine jüdische Gemeinde habe die Stadt nicht mehr, weiß Janusz. Die Juden, die noch hier lebten, hätten sich mit der polnischen Bevölkerung gemischt und stünden allenfalls privat noch in Verbindung zueinander. (...)

Kinder tummeln sich am Ufer des San, dem Schloßberg gegenüber, baden im Fluß tief unter uns, der, so Janusz, auf dieser Seite noch erträglich sauber sei. Die Industrieanlagen - Holzwirtschaft, Maschinen- und Lederindustrie habe die gut fünfzigtausend Einwohner umfassende Stadt - befänden sich auf der anderen, der östlichen Seite. Über den Platz der »Orlęta«, der »Jungen Adler«, führt uns Janusz. Solidarność hat ihn wieder so benannt, nach einer Gruppe tapferer, blutjung gefallener Patrioten aus der Zeit des Polnisch-Sowjetischen Krieges. Nachdem die Sowjets beim Einmarsch nach Przemyśl 1944 das Mahnmahl zerstört hatten, hieß er »Platz der Konstitution«. Janusz führt uns in die alte Neustadt, die Grunwaldzka-Straße entlang, so



*Die
verfallene
Synagoge in
Przemyśl*

hieß sie zur Erinnerung an den Sieg des polnisch-litauischen Königs Jagieo uber die deutschen Ordensritter schon vor den Kriegen, zum »Mahnmal der Märtyrer«. Ein kleiner Platz, auf dem ein Kind unter den wachsamen Augen seines Großvaters mit dem Fahrrad seine Runden dreht, tut sich auf, dahinter - die Todeswand. SS-Sondereinheiten erschossen dort, wie in Zamoc, polnische Intellektuelle.

Man fhrt sie morgens
auf den steinernen hof
und stellt sie vor die mauer...

Nicht fünf, Hunderte von Opfern hat die Wand zu beklagen. Nichts mehr läſst sich von den Toten berichten. Zbigniew Herbert, der polnische Dichter aus Lwiw, geboren 1924, weiß, wovon er spricht.

Das letzte echo der salve
formiert zur steinernen platte
und eine bndige inschrift
in stiller antiqua gemeißelt

- das ist auch diese Wand. Keinen Helden-, einen Hundetod starben die Juden, die nach Bezec deportiert oder vor die Stadt zur Grube getrieben, dort erschossen wurden und verscharrt.

Helene Deutsch ist, einmal von Przemyl fort, nicht in ihre Heimat zurückgekehrt und so dem barbarischen Tod entgangen. Janusz weist, als wir ihn heimfahren, auf einen kleinen Hügel hinter seinem Einfamilienhaus am Stadtrand. Dorthin habe man Juden aus dem Ghetto von Przemyl gebracht. Ein Wäldchen sei dort und Feld. Drei Kinder springen um das Auto herum. Sie seien, sagt Janusz, seine Jungen.

Die Rosenbachs wohnten im Stadtzentrum. Sie waren eine polnisch assimilierte jüdische, gutbürgerliche Familie. Die armen Juden aber lebten im jüdischen Viertel, eng zusammengedrängt, an dem zum Stadtzentrum hin ansteigenden Ufer des San, auf der dem Schloßberg abgewandten Seite der Brücke, zwischen San, Jagielloska-Straße und Ringplatz. Vom Rynek gehen wir die Wodna-Straße hinunter, ein Stück die Ratuszowa-Straße entlang, beide tragen dieselben Namen wie schon vor hundert Jahren, sind alte, enge, belebte Straßen, biegen dann in die Rybia-Straße, möglich, daß sie einmal Juden-Gasse hieß. Sie führt vom Hügel hinunter. Noch stehen auch dort die rußgeschwärzten Häuser eng. Plötzlich ist die Straße zu Ende. »Das Zentrum des Judenviertels«, lesen wir im *Illustrierten Führer* von 1917, ganz am Ende des Rund-

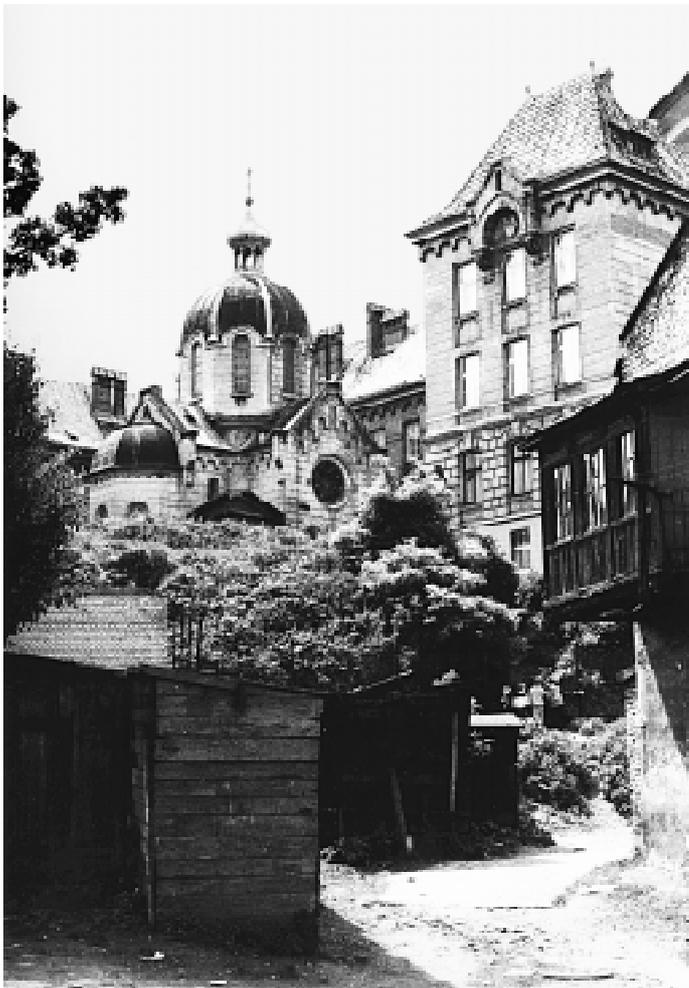
gangs durch die innere Stadt, d. h. die Altstadt, »ist die Żydowska-Gasse. An ihrer Mündung in die Jagiellońska-Gasse (Nummero 33) steht die alte Synagoge. Laut Datum an der Tür wurde sie im Jahre 1579 erbaut und ihr Erbauer war wahrscheinlich der Italiener Bononius. - Die Synagoge war ursprünglich im Renaissancestil erbaut, im Jahre 1910 wurde sie von dem Architekten Thaddäus Mokłowski aus Lemberg renoviert und seither erhielt der Bau seine Renaissance-Attika. Im Innern befinden sich an den Wänden symbolische Malereien vom Jahre 1840; ein schöner Kronleuchter, ein Renaissancealtar für die Thora und ein ziemlich reich geschnitzter Baldachin in der Mitte der Synagoge. «

Keine Synagoge steht mehr in der Żydowska-, der Juden-Gasse, Ecke Jagiellońska-Straße. Auch die Straße gibt es nicht mehr. Eine leere Fläche erinnert daran, daß an dieser Stelle noch vor sechzig Jahren zahllose Hütten und Häuschen gestanden, viele jüdische Stadtbewohner gewohnt haben; in einem von ihnen Malka Moloch, vielleicht, jene schöne jüdische Waise, die Israel Joshua Singer erfand für seinen Roman *Josche*. Malka verlebte ihre Kindheit bei der Tante in Przemyśl, ehe sie an den Zaddik von Nischawe verschachert wurde. Im Jahre 1910 lebten 16094 Juden in der Stadt. Das waren mehr als ein Viertel der heute wie damals über fünfzigtausend Seelen zählenden Einwohnerschaft. Knapp die Hälfte war römisch-katholischer, gut ein Fünftel uniert, das heißt griechisch-katholischer Konfession. (...)

Den Schloßberg möchten wir endlich bei Tageslicht sehen. So kehren wir um, wenden uns ein letztes Mal der Altstadt zu, lassen die geschäftige Neustadt, die Kaufhäuser des Na-Bramie-Platzes hinter uns, gehen die Franciszkanska-Straße oberhalb des Rynek entlang, an Buchläden rechter Hand, an der schattenspendenden, doch in der engen Straße am Hang bedrohlich nah und hoch dastehenden barocken Franziskaner-Kirche linker Hand vorbei, auf die Herz-Jesu-Kirche der Jesuiten zu mit ihren zwei Türmen. Dort führt die Gasse nach rechts steil bergan. Wieder stellt ein mächtiger Barock-Kirchenbau sich uns in den Weg, der älteste von den in Przemyśl erhaltenen, dessen Grundmauern auf das Jahr 1460 zurückgehen die römisch-katholische Kathedrale. Sie umrundend, steigen wir weiter zum Schloßberg hinauf.

Verglichen mit ihrem späteren Leben habe sie nicht viele Jahre in Przemyśl verbracht, aber es sei und bleibe für sie der Mittelpunkt der Welt. Beinahe neunzig Jahre alt, meint Helene Deutsch sich noch an den kleinsten Winkel auf dem Schloßberg zu erinnern, an die Parkanlagen rings um die alte Ruine der Festung auf der Anhöhe, besonders an die versteckten Bänkchen, die den Liebespaaren Zuflucht boten. Sie erinnert sich an die Hügel und Hänge der Umgebung. Stundenlang habe sie sie durchstreift. Wie Rosa Luxemburg gehörte Helene Deutsch zu jenen Jüdinnen, denen die osteuropäische Provinz früh zu eng wurde, die ausbrachen in die große Welt der

Politik, der Universitäten. Ein schattiger Park nimmt uns auf. Wie oft mochte Helene von zu Hause fort, in diesen Park geflüchtet sein, voller Haß gegen die launische, jähzornige, ungebildete, konventionelle Mutter, enttäuscht von der ältesten Schwester Malwina, die sie verlassen, die geheiratet hatte. Zweimal war sie, das Nesthäkchen der Familie Rosenbach, ein frühreifes, trotziges Mädchen wie Malka Moloch - »zügelloses Weibsstück, Xanthippe« nannte der hilflose Onkel jene Waise -, nicht nur auf den Schloßberg, sondern weit von zu Hause fortgelaufen - vergeblich. Fernweh hatte sie wie Malka, die im Tagtraum das Pfeifen der Züge hörte und vor sich rot-grüne Schaffnerlaternen sah, die durch die Nacht schwebten. Malka hatte Fernweh nach Budapest, wo ihre verschollene, unbekannte Mutter mit einem fremden Kavalleristen lebte. Selbst noch ein Kind, starb sie bei der Geburt ihres ersten Kindes, das aus verbotener Liebe entstand. So geht es im Roman von Israel Joshua Singer. Für Helene Rosenbach brachte die Liebe zu dem Sozialisten und Anwaltskollegen ihres Vaters, Hermann Liebermann, die existentielle Wende. Vierzehn Jahre älter war er, verheiratet; sie - zweiundzwanzig, als, lange schon hatte sie ihn gekannt und ver-



Hinterhof

ehrt, ihre Liebe begann. Hermann Liebermann bestärkte Helene Rosenbach, gegen den Willen der Mutter, endlich das Abitur zu machen. Für jüdische Töchter aus gutem Hause damals keine leichte, selbstverständliche Sache. Fünf Jahre kosteten sie die Vorbereitungen: nach Abschluß der polnischen Schule mit vierzehn, Privatunterricht, der in Liebestragödien endete, private Mädchenschule in Lwiw, Kurse an der Züricher Universität und endlich die externe Reifeprüfung.

Wie weit Przemyśl zu Beginn unseres Jahrhunderts von den großen Städten Europas entfernt war, schildert Bertha Pappenheim, Vorsitzende des »Jüdischen Frauenbundes« in Deutschland, nach einer Reise durch Galizien. Jüdische Mütter hätten in Przemyśl mit Steinen nach ihr geworfen, in dem Glauben, sie habe ihre Töchter, Schwesternschülerinnen des neugegründeten jüdischen Krankenhauses, zum Katholizismus bekehrt. Bertha Pappenheim hatte den Mädchen die weiße Schwestertracht nach Przemyśl mitgebracht.

Langsam steigen wir unter Bäumen den Schloßberg hinauf, der einer Baustelle eher, keinem gepflegten, keinem verwilderten Park gleicht. Arbeiter verlegen einen Plattenweg. Vor dem Schloß steht ein Bauzaun. »Zu den frühesten Denkmälern der Stadt gehört das Schloß«, lesen wir im *Illustrierten Führer*. Das erste, ruthenische, wohl eine Holzkonstruktion, wahrscheinlich beim Einfall der Walachen 1498 gänzlich zerstört, soll weiter unten gestanden haben. Zu dem Schloß vor uns, im Jahre 1630, wieder von einem italienischen Baumeister, von Galeazzo Appiani, erbaut, legte Kasimir der Große den Grundstein. Bänke gibt es, wenn auch keine lauschtig versteckten. Einigen fehlen die hölzernen Sitzflächen. Auf der schönsten, mit Blick auf den San, das andere Ufer, die Hügelkette am Horizont im Westen, haben die Bauarbeiter ihre Kleider und ihr Frühstücksbrot gelegt. Auf dem Schloßberg, am Ufer des San, in der Umgebung war Helene Rosenbach mit Hermann Liebermann spaziergegangen. Zum Entsetzen der Mutter. Verständnisvoll, wen solle man schon lieben in dem traurigen Nest, reagierte der Vater. Die Gesellschaft von Przemyśl zerriß sich das Maul darüber. Viel sprachen sie von der sozialistischen Bewegung, der Hermann Liebermann sein Leben verschrieben hatte. Doch weder die Liebe noch ihr politisches Engagement, das sie mit ihm verband, war für Helene Rosenbach die Befreiung von jenem Drang, groß, selbständig und erwachsen zu werden.(...)

An der Grenze zwischen der Republik Polen und der Ukrainischen Sowjetrepublik auf der Strecke von Przemyśl nach Lwiw stoßen wir auf eine lange, sich Meter für Meter nach vorn schiebende Autoschlange. Polen sind unterwegs in die Sowjetunion. Erst seit Ende des Zweiten Weltkriegs verläuft die Grenze wenige Kilometer östlich von Przemyśl. Bis zum September 1939, bis zum sogenannten Hitler-Stalin-Pakt, lag sie zweihundert Kilometer weiter im Osten, noch hinter Lwów, lebten Po-

len in dieser Gegend.

„Im äußersten Winkel der alten Karte liegt das Land, nach dem ich mich sehne. Es ist die Heimat der Äpfel, der Hügel, der Tränenflüsse, des herben Weines und der Liebe. Leider hat eine riesige Spinne darüber ihr Netz gesponnen und mit ihrem klebrigen Speichel die Schranken der Träume geschlossen.

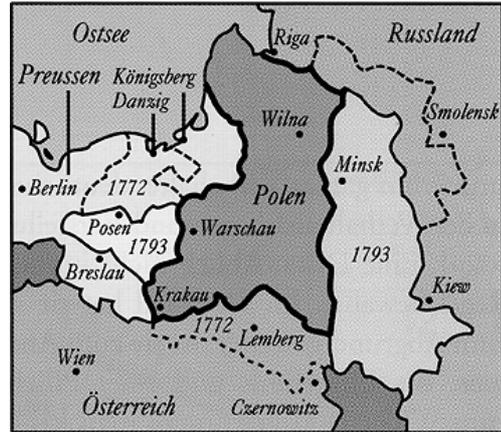
So ist es immer: der Engel mit dem Feuerschwert, die Spinne, das Gewissen.“

Zbigniew Herbert hat diese Zeilen geschrieben, Karl Dedecius hat sie übersetzt. Wir kommen aus dem Westen, sind keine Heimkehrer, haben keine Kindheitserinnerungen an das alte Polen in dieser Gegend, müssen auch nicht Schlange stehen, werden - wie eh und je Reisende aus dem westlichen Ausland - gesondert abgefertigt, zwei Stunden lang. Der Grenzbeamte hält uns für Niederländer, übersetzt das Kraftfahrzeugzeichen »D« wie »Dutch«. Werden wir die Ukrainer von den Russen unterscheiden können? Beim Blick in die Bücherkoffer, beim Anblick der Landkarten und Stadtpläne aus Wehrmachtsbeständen fragen die Grenzbeamten argwöhnisch und neugierig nach Ziel und Zweck unserer Reise. Eine nicht enden wollende Untersuchungsprozedur beginnt. Israel Joshua Singers Roman *Josche*, den er im Koffer findet, kenne und liebe er, schwärmt der sowjetische Zöllner, nennt den Verkehrsplan von Lemberg, einst für den Generalstab des reichsdeutschen Heeres, 9. Abteilung, angefertigt, dagegen eine Provokation. Er beginnt sich mit seinem polnischen Kollegen darüber zu streiten, wer die Karte beschlagnahmen dürfte. Ist auf ihr die polnische oder die ukrainische Stadt zu sehen?(...)

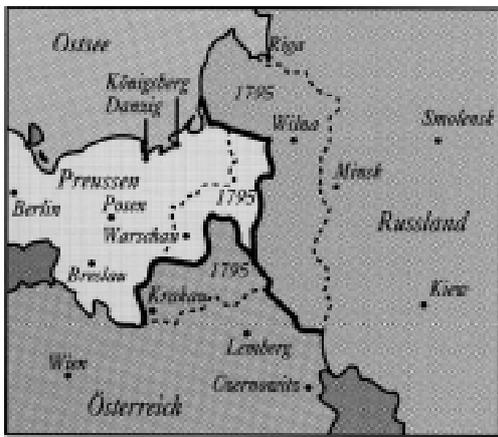
POLENS GRENZEN IM SPIEGEL DER GESCHICHTE¹⁶



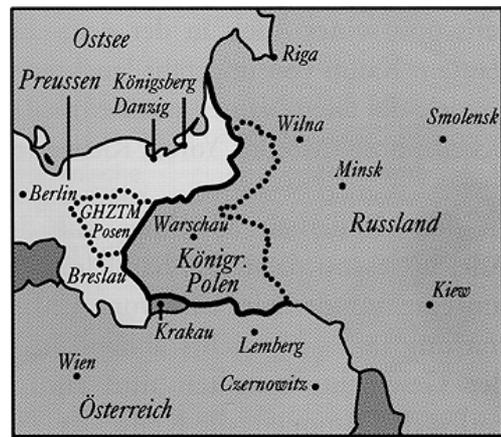
15. Jahrhundert



18. Jahrhundert



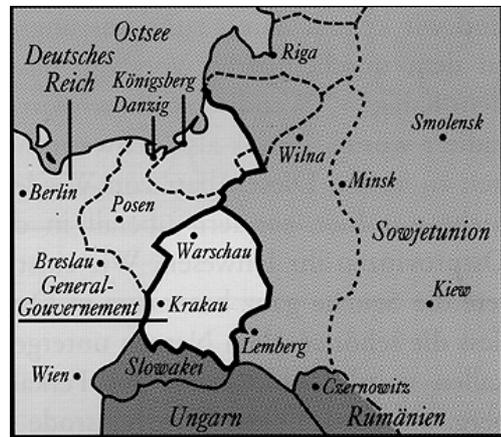
1795



1815



1923 bis 1939



September 1939



Heute

ANNA BOLECKA

DER WEIßE STEIN¹⁷

(...) Obwohl er anders war, verschmolz Urgroßvater allmählich mit der ihn umgebenden Welt. Er machte sich das Fremde zu eigen und wurde ihm ähnlich, wenn das letztere auch nur unter Mühen gelang. Von seiner neuen Familie unterschied er sich durch seine schmalen Wangen und seine Haare, doch in den umliegenden Dörfern und Städtchen sah man alle möglichen Typen, von strohblonden, rothaarigen und blassen bis zu kohlrabenschwarzen mit hervorstehenden Backenknochen, Menschen mit olivbrauner Hautfarbe und traurigen byzantinischen Augen.

Die Bewohner von Kuromęki hegten keine Abneigung gegen Fremde, denn niemand wußte genau, wer er wirklich war. Es war eine Welt an der Grenze zwischen dem russischen und dem österreichischen Teilungsgebiet. Katholiken, Lutheraner und Calvinisten kamen aus dem Westen, Orthodoxe, Unierte und Muslime aus dem Osten. Mittendrin saßen die Juden, anders in ihren Bräuchen, doch zu arm, um Haß auf sich zu ziehen. Sie waren weder Schuster noch Kürschner, Berufsstände, auf die sich der Wohlstand der hiesigen Bevölkerung stützte. Im Städtchen handelten sie mit allem, was sich gerade bot, mit Kohle und Fässern oder Hasenfellen, sie waren Schneider, Altwarenhändler und Thoragelehrte. Die Frauen arbeiteten von morgens bis abends für eine Zwiebel, um ihre zahlreichen Kinder großzuziehen.

Diejenigen, die ins Dorf kamen, wurden Pächter, Köhler oder Obstbauern, die von den Bauern ein paar kümmerliche Bäume pachteten. Sie alle genossen keine große Achtung, doch am wenigsten galt *iszuwnikbabiarcz*, der Hausierer, der nur mit den Bauersfrauen handelte. Die waren wahrhaftig nicht verschwenderisch, so daß der *iszuwnik* sich schwer plagen mußte, um überhaupt etwas zu verkaufen.

Jeder hatte seinen angestammten Platz in der Gesellschaft, die auf den wechselseitigen Tausch von Dienstleistungen und Waren gegründet war und sich von dem leiten ließ, was seit Generationen bekannt und erprobt war. Diese Menschen wußten, daß der Orthodoxe einer Religion angehörte, in der die Popen heirateten und lange Haare trugen; der Lutheraner fastete nicht und ehrte auch nicht die Mutter Gottes, der Calvinist aß am Karfreitag Fleisch, der Jude tötete ein Tier auf *koschere* Art, um die im noch lebendigen Fleisch wohnenden geheimen Kräfte zu erhalten. Das alles wußte man seit Generationen und wunderte sich nicht.

Während seiner ganzen Kindheit lief Urgroßvater mit den jüdischen Kindern durch

das Städtchen, und wenn auf dem Markt ein Gutsherr aus der Gegend von Kuromęki erschien, kamen von überallher, durch die Löcher im Zaun und aus den engen, immer verschmutzten Gassen, Horden kleiner jüdischer Jungen angerannt, und zusammen mit ihnen schrie Urgroßvater: »*Kik, kik, a purec.*«

Die Bande mit der Umgebung wurden enger. Ein Leben ohne Nachbarn schien unmöglich. Viele Jahre später fanden Urgroßvaters Talente als Gastgeber bei den Nachbarn große Anerkennung. Besonders die Ukrainer wußten die von ihm zubereitete »Wackelsülze« aus Schweinshaxen zu schätzen, die mit Wacholderschnaps heruntergespült wurde. Berühmt waren seine Blutwürste und seine dunklen, stark geräucherten Würste.(...)

Von den Juden kaufte er die hinteren Viertel vom Rind, das Rippenfleisch sowie alle Teile, von denen sich Sehnen, Adern und Fett nicht gut entfernen ließen, und schließlich die, in denen sich der Hüftnerf verbarg. Seine Frau tauschte mit den Nachbarinnen Honig und Milch gegen *trefne* Eier.

Die jüdischen Feiertage teilten die Zeit anders ein als die christlichen. Das neue Jahr begann im Herbst. Die Tage davor waren angefüllt mit den Klängen des Widderhorns, die schon in der Frühe kurz und abgebrochen über die Wälder wehten und dann irgendwo zwischen Hügeln und Tälern erstarben, um im Lauf des Tages und am Abend wieder zu ertönen. Die Tage wurden schon kürzer, die Dunkelheit überrollte immer größere Zeitabschnitte, und die *Ernsten Tage* zogen auch die Christen in ihren Bann. Man konnte sich nicht freuen, wenn nebenan die zweite Zerstörung des Tempels so heftig beweint wurde, als hätte sie erst gestern stattgefunden.

Überall sah man traurige, vom Schmerz gezeichnete Gesichter, Wangen, die vom Fasten und Beten in den stickigen Räumen blaß und hohl waren, bloße Füße, Haare voller Federn und Dornen in den langen, verfilzten Bärten der Männer. Scharen von jüdischen Kindern saßen dreckverkrustet auf den Zäunen wie Schwärme kleiner verschreckter Vögel, die nicht rechtzeitig vor dem Winter davongeflogen waren.

Zwei Monate später wurde das Zwielicht des Spätherbstes von den warmen Lichtern der *Chanukkakerzen* erleuchtet. Im Winter liefen die Purimkinder verkleidet von Haus zu Haus und schauten auch bei ihren christlichen Nachbarn herein. Zum Passahfest kaufte Urgroßvater von den Juden das *Chamez* für einen symbolischen Betrag, um es kurz darauf ohne Gewinn wieder zu verkaufen.

Jedes Jahr lud der Pope aus dem Nachbardorf Urgroßvater zum großen Fest, zur Feier des Heiligen Kreuzes. Nach einem endlosen Gottesdienst mit viel Gesang in der orthodoxen Kirche ergossen sich die Menschenmassen auf die Straße. An einem langen Tisch, im Haus des Popen und seiner Frau, begann der Festschmaus, den selbst der sonst über die Maßen robuste Urgroßvater Mühe hatte durchzustehen. Man

vertilgte Schwärme von gemästetem Federvieh, gebratene Spanferkel, hartgekochte Eier, Schalen Reis mit Sahne, und dazu trank man Wodka, der immer in einem Zug heruntergekippt werden mußte, denn alles andere wäre als persönliche Beleidigung aufgefaßt worden. Nach ein paar Stunden war immer häufiger zu hören: »*Ciluja ručku, djakuju krasneńko, ale vže ne mohu.*«

Jeder wurde wie selbstverständlich zumindest ein wenig in den anderen Rhythmus des Jahres, Monats oder Tages hineingezogen, jeder mußte zumindest ein wenig an den Feiertagen und Feierlichkeiten seiner Nachbarn teilnehmen, die in allem anders, in einem sich aber alle ähnlich waren: in der Überzeugung, daß man genau so leben mußte, um in Würde sterben zu können.

All dies kam jedoch erst später, als Urgroßvater schon stark genug in seiner Gemeinschaft verwurzelt war, um die Ähnlichkeiten, die Möglichkeiten und Grenzen zu unterscheiden, die all die Gebräuche vorschrieben. Den ganzen Reichtum und die Vielfalt des Lebens in diesem Grenzlandstädtchen konnte der kleine Urgroßvater allenfalls erahnen. Noch immer entfernte er sich nicht allzuweit von der Bauernkate der Tante, den nahegelegenen Wegen, Wiesen und Weiden, obwohl er ahnte, daß sich dahinter eine verlockende, noch unerreichbare Welt ferner Gerüche und Geräusche erstreckte. (...)



*In den
Beskiden*

KUNO KRUSE

DIE BEINE DER DOLORES¹⁸

Dolores war ein Flamenco-Star der Adenauer-Zeit. Doch niemand wußte, daß in dem Zigeunerkleid ein Mann die Varieté Bühne betrat. Sylvin Rubinstein tanzte als Frau, weil die wirkliche Dolores während des Holocaust ermordet wurde.

Der Tag gehört dem Lackschuh. Der Vorhang hebt sich, unter dem Tremolo der Hacken vibriert das Parkett. Die Kastagnetten schlagen wie die Klapper einer Schlange, wie ihr Kopf winden sich Hände. Paradies und Höllenqualen, alles kommt aus Schritten und Gebärden. Im Finale dann spannt eine grazile Armbewegung das Zigeunerkleid zu einem großen Fächer auf. In diesem Augenblick erfüllt die ganze Würde des Flamenco die welke Wohnung in Hamburg-St. Pauli.

Sie sind schmal geworden, die Bretter, die einmal die Welt bedeuteten. Der Vorhang ist nur noch eine alte Gardine, die Bühne eine Nähtischplatte im Korridor, in den eine gnädige Nachmittagssonne ein warmes Scheinwerferlicht vom Hinterhof hereinwirft. Blaue Äderchen überspannen die Beine der Dolores. Sie sind alt geworden, fast so alt wie das Jahrhundert, aber sie tanzen wie früher. Und aus den Augen der Dolores strahlt der Glanz des Varietés.

Dann verwandelt sich das Nähtischparkett in ein Meer aus Rosen. Tagträumerische Erinnerung holt die Ovationen zurück: Königin Juliana der Niederlande sitzt in der Loge, auch Kaiser Haile Selassie. In der Garderobe wartet in einem seidenen Mohnblumenkleid die Millionenerbin Barbara Hutton. Und sie wird fragen, wo jemand so tanzen gelernt hat. Und Dolores wird antworten: Bei Madame Litwinowa von der Zarenoper.

Die Nacht gehört den Stiefeln. Eierschalen im Treppenhaus knistern warnend unter Ledersohlen, beschlagene Absätze knallen aufs Warschauer Pflaster. Die Stiefel treten in Gesichter, schreiten Leichen ab. Die Träume zerreißen den Schlaf. Dann kauert Dolores auf dem Küchensofa. Stirn und Brust stehen in Schweiß.

Dolores' Bett ist seit Jahren unberührt, die Schlafphasen sind zu kurz für Laken und Daunen. Zu viele Gespenster kommen nachts zu Besuch in die warme Küche. Sie kommen aus dem Warschauer Ghetto. Sie kommen aus Buchenwald. Dann sterben sie in Dolores' Armen. Nacht für Nacht.

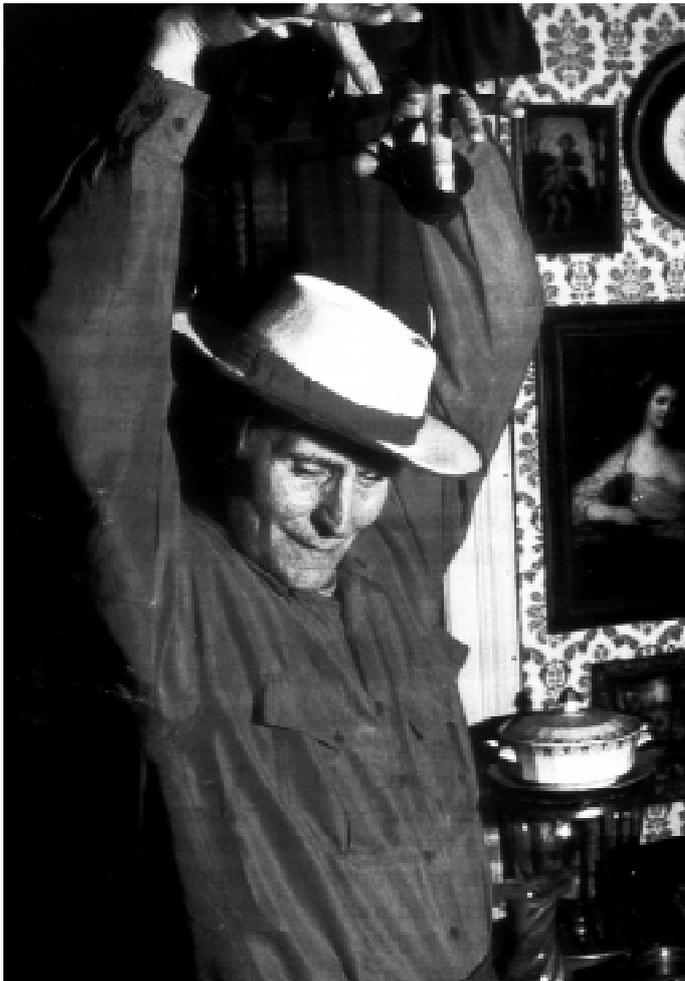
In ihrem schwarzen Kleid mit silbernen Pfauenpailletten erscheint immer wieder Do-

lores' Schwester. „Auch Juden haben Engel“, sagt Dolores, „schwarze Engel.“

Die Schwester ruft Dolores: „Sylvin.“ Das ist Dolores' richtiger Name, ein Männername: Sylvin Rubinstein.

Der alte Mann steht auf und zündet eine Kerze für sie an, die große auf dem tibetischen Messingkandelaber. Es brennen viele Leuchter in der Küche, jede Nacht. Er braucht ihren sanften Schein. Dann hört er den alten Rebbe sagen: „Rubinstein, bete, egal in welcher Sprache, aber bete.“

Der Name Rubinstein steht nicht an der Tür und auch nicht auf dem Briefkasten. Der alte Herr mit dem osteuropäischen Akzent, der einmal Dolores war, lebt, ängstlich zurückgezogen, mit seinen Gespenstern. Auf dem Kiez, wie sich St. Pauli nennt, kennen alle nur Dolores. Niemand weiß, daß Rubinstein einmal eine Zwillingsschwester hatte, die Maria hieß. Und daß sie zusammen Flamenco tanzten. Daß er eine Frau hatte, Sala Gutman, aus guter jüdischer Familie. Nachts ist sie um ihn, weckt Reue, weil er nicht da war, als die Mörder sie abholten. In einem Wahnbild sieht er seine beiden Kinder, und immer sieht er SS-Männer, wie sie die kleinen



Sylvin Rubinstein

Körper ins Feuer werfen. Rubinsteins Kinder waren damals noch keine drei Jahre alt. Nur auf St. Pauli, in den Seitenstraßen, unter Punks, Musikern, Grün-Alternativen und Huren fühlt sich Rubinstein heute sicher. „Das sind alles Kommunisten“, sagt er. Das ist sein Synonym für Menschen, „die den Juden nichts tun“. In einer Welt, in der Erinnerungen wie Alpträume sind, verschwinden die Graustufen. Da heißt Gut und Böse auch 50 Jahre später Kommunist oder Nazi. „Gott“, sagt Rubinstein, „war Kommunist. Er hat gegeben seinen Sohn.“

Der Tänzer geht an seinen kleinen Kohleherd, über dem Apfelsinenkisten zu Feuerholz trocknen. Er kocht seinen „Kommunistenkaffee“, bei dem sich der Satz auf dem Boden sammelt. Dann kramt er eine Schachtel hinter dem Vogelkäfig hervor. Er nimmt ganz vorsichtig, wie etwas Zerbrechliches, das Porträt einer jungen Frau heraus. Ihr Haar ist mit einer Spange gehalten, die Augen blicken scheu. „Wenn du willst verstehen, wie entstanden ist Dolores, du mußt kennen dieses Schicksal.“ Dann legt er das Foto genauso behutsam zurück. „Das ist Schwesterchen meine, wir sind gewesen Zwillinge. Sie wollte gehen, die Mama holen, Sala und die Kinder. Und ist nie gekommen wieder.“ Das war in Warschau 1942. Sie fuhr nach Brody in Galizien, dort, wo heute die Ukraine ist. Sie hatte zu ihm gesagt: „Ich komme durch, ich sehe nicht jüdisch aus.“ Dolores wurde Legende in den Variététheatern von St. Pauli, die einmal Moulin Rouge hießen, Trichter und Tabu. Das war in den Jahren des Wirtschaftswunders, als in jedem deutschen Hausflur eine Spanierin hing, die man wieder „rassig“ nennen durfte. Wenn Rubinstein von dieser Zeit erzählt, ist er wieder Dolores. Dann strömen die Gäste aus der Oper in den Trichter: „Hat Dolores schon getanzt?“ Es verzaubern sich die Zuhälter in Kavaliere, und Boxer wie der spendable Prinz von Homburg werden geadelt. „Aber wenn ein stinkender, deutscher Fisch an mich rangekommen, dann ich habe gesagt: Excusez-moi, je ne parle que français.“

Die Schauspielerin Maria Litto erinnert sich Dolores, habe in der ersten Reihe gesessen und die Schritte studiert. Sie tanzte in Geza von Cziffras Revuefilm, in dem Gerhard Wenland die „Beine der Dolores“ besang.

Nur der Titel verband das Lied mit dem Tänzer. Als der Film 1951 in den Kinos lief, machte Dolores schon bald den ersten Striptease auf der Großen Freiheit. Vor dem Finale schlängelte sich die Federboa keusch über Brust und Schritt. Unter dem Kleid trug Rubinstein perlenbestickte Dessous. Die Gäste an den Tischen schrien und rissen an den Perlen. „Und ich habe gesagt, das unter die Perlen kostet 300 Mark, da können Sie sehen meine Scham. Und ich habe gezeigt die Eier.“

Der Tänzer hatte „zu füttern 17 Katzen und noch mehr Menschen, streunende“. Verarmte Künstler sind bei ihm untergekrochen. Dissidenten aus Osteuropa, später, nach dem Militärputsch in Santiago, Sozialisten aus Chile; einmal versteckte er einen, den

die Polizei suchte, weil er mit der RAF sympathisierte. Noch später beherbergte er Flüchtlinge aus Sri Lanka. Aber da tanzte Dolores schon lange nicht mehr. Die Flüchtlinge hießen jetzt Asylbewerber, und der alte Herr Rubinstein handelte mit Trödel. Viele Kostgänger hat Rubinstein in der Ausländerbehörde getroffen. 22 Jahre lang half er als Dolmetscher aus. Er spricht französisch, russisch, polnisch, ukrainisch, englisch, spanisch und deutsch mit einem Akzent, der seine Herkunft nicht verleugnen will. Manchmal ist es, als spiele der Tänzer, der bis heute nur einen Fremdenpaß hat, mit verdrehter Syntax, damit er nicht zu perfekt deutsch spricht. Jede Sprache steht für eine Lebensstation. In seinen Erinnerungen springt er zwischen ihnen hin und her. Nur wenn er Halt sucht an Worten, dann spricht Sylvin Rubinstein jiddisch. Das Französisch kam „von der Mama“, sagt Rubinstein. Sie war Jüdin, eine Tänzerin in St. Petersburg, als der russische Adel noch Versailles spielte. Über seinen Vater weiß er nur aus ihren Erzählungen. Es soll ein Fürst Dodorow gewesen sein, während der Revolution ermordet. Die Mutter floh mit ihren Zwillingen über Budapest nach Brody in Galizien, wo Europa einmal jüdisch war. Dort lag eines der ältesten Shtetl an der Handelsroute nach Kiew. Galizien kannte den Hunger und den Frost. Heute erscheint es Rubinstein wie ein Paradies, durch das er barfuß gelaufen ist. Dann schwärmt er von den bejggele, den salzigen Hefeteigbrötchen, die er für seine Schwester stibitzte.

So wie die Zigeunerkinder, denen sie zugeschaut hatten, tanzten die Zwillinge für ein paar Złoty auf der Straße. Als die Mutter ihr Talent erkannte, sandte sie die Kinder zu Madame Litwinowa, der großen russischen Solistin, die nach ihrer Flucht in Riga lebte. 60 Kinder trainierten im Ballettsaal. Als die anderen gingen, mußten die Geschwister weiter üben. Die Litwinowa prophezeite ihnen eine Weltkarriere.

Kaum flügge, piffen sie auf das klassische Ballett. „Der Flamenco uns hat gelegen. Er ist maurisch, ist hebräisch, und die Zigeuner haben ihn bewahrt.“ Das Zwillingspaar eroberte die Varietétheater. Das Adria in Warschau, „bei Direktor Muskovic“ dann das Libiza-Theater in Lodz. Rubinstein schweigt, und dann seufzt er: „Ach, hat Gott se masl gegeben.“ Das Palmél-Varieté in Budapest, dann Wien, Sofia, Bukarest. In den Rängen sitzen Damen in Abendrobe und stolze Husaren mit gepuderten Gesichtern.

Und Lemberg mit seiner polnischen Aristokratie, das ganze Varieté aus Marmor, die Treppengeländer vergoldet: „Mein Schwesterlein und ich, gekommen mit Vogel, weißem. Dann setzen die Kapelle ein. Und das Parkett, wunderbar! Wie Glas!“

Der Tänzer ließ sich in Lemberg die Nase operieren, „die jiddische Gummel“. Nur eine winzige Narbe ist geblieben. Und bis heute ein Brennen in jedem Winter und Rötungen jeden Sommer.

Die Tournen führten nach Krakau, Paris, London, Istanbul. Und nach Berlin. Der Wintergarten mit seinem Sternenhimmel, „drei schwere Vorhänge“, und die Scala. „Mein Schwesterlein und ich, ein Fuß wir waren, magnetisch im gleichen Takt.“ Nach der Vorstellung saßen sie bei Mutter Schwannecke in der Künstlerklausen gegenüber der Scala. Ein buntes Volk aus vielen Völkern. Jens Keith, der gute Freund von der Oper, warnte die Zwillinge immer wieder vor den Nazis. Dann brannten die Bücher, und die Stiefel marschierten. Hals über Kopf verließ das Tanzpaar das Reich. Rubinstein sind nur ein paar Kastagnetten und eine Gitarre aus dieser Zeit in Berlin geblieben. Die Baronin Wranicke, eine Mäzenin, hatte sie aufbewahrt. Heute ist Rubinsteins Wohnung ein sentimental sakrales Museum. Puppen in Flamencokostümen, die anderswo Kitsch wären, sind in diesem Tempel der Erinnerung Reliquien. Zwischen russischem Samowar, chinesischem Porzellan, Madonnenbildern, Fotos und Flamencokostümen verstecken sich Davidstern und Chanukka-Leuchter. Funde von einer vernichteten Kultur. Rubinstein kaufte auf Flohmärkten zurück, was einmal geraubt worden war.



Wehrmachtsoffizier Werner

Maria und Sylvain Rubinstein gastierten in Prag, da marschierte die Wehrmacht in Österreich ein, die Geschwister suchten Sicherheit in Polen, da hallten die Stiefel durch Warschau. Rubinstein erlebte die Mordlust der Eroberer: „Da ist gefahren der Lastwagen in die Menschen. Juden und Polen sind gelegen auf dem Trottoir.“ Und er sah die Habgier: „Sie haben dem alten Mann gebrochen die Hände, weil er die Juwelen versteckt.“

Wenn sich Rubinstein erinnert, entstehen die Szenen neu, beginnen Menschen wieder zu leben. Unauslöschbare Bilder zerreißen jede Chronologie. Er ist ein Tänzer, dessen Sprache die Bewegung, ein Künstler, dessen Erzählrahmen eine Bühne ist und dessen Adressat immer auch Publikum. Er läßt Atemlosigkeit entstehen und Trauer, unter deren Last er plötzlich selbst zusammensackt. So ist das, was nicht Geschichte werden will, in dieser welken Wohnung auf St. Pauli lebendig gehalten. Die kleine Küche ist plötzlich Kulisse des Ghettos. Das Gedränge in den Straßen, die überfüllten Notlager in den Treppenhäusern, Hunger, Krankheit, Todesangst entstehen wieder aus Worten und Bewegungen.

Wie ein Zauberkünstler läßt Rubinstein die Kastagnetten in einer Tasche verschwinden und aus einer anderen wiederauftauchen. Aus den leuchtenden Augen des alten Mannes blickt jetzt spitzbübisch der junge Tänzer: „So sind verschwunden die Pistolen von SS-Säue, deutsche.“ Chuzpe war eine Tugend.

Dann hörte er die Schritte des SS-Mannes aus dem Dunkel der Erinnerung: das alte Militärgefängnis in der Gesiastraße. Die Schreie aus den anderen Zellen kündigen ihn an. Der Deutsche trägt Glacéhandschuhe. Damit streicht er den Gefangenen zwischen die schmutzigen Zehen, schnüffelt an der Fingerspitze. Dann schlägt er den Männern wie angewidert auf die Fußnägel, bis das Blut spritzt. „Solch perverse Sau“, sagt Rubinstein, „ich habe geißelt auf die Füße, daß sie sind sauber.“ 50 Geiseln, eingepfercht in einer Zelle über ein Vierteljahr, dann wieder ausgestoßen ins Ghetto. Das war 1942. Aber auch der Friseurladen in der Siennastraße ist wieder da, die Schleuse in das „arische“ Warschau.

„Masl und bróche, wenn du nicht hast, bist du tot“, sagt Rubinstein. Er steht an der Heiligkreuzkirche als Soldaten vorbeiparadieren. Der Offizier zu Pferd reißt die Zügel herum und reitet auf ihn zu. Rubinstein rezitiert den folgenden Dialog, als habe er ihn immer wieder auf einer Bühne gesprochen:

„Sind Sie nicht der Tänzer aus der Scala? Was machen Sie in Warschau?“

„Ich war im Adria engagiert, und jetzt ich habe ein Problem.“

„Oh, mein Gott! Ich begleite die Truppe noch, dann treffen wir uns hier um 17 Uhr.“

Der Mann auf dem Pferd war ein Verwandter des Kapellmeisters der Berliner Scala Otto Stenzel. Er weist dem Tanzpaar den Weg aus Warschau.

Rubinstein reist nach Krakau. Dort sollte es Papiere geben. Die Schwester bricht nach Brody auf, die Familie zu holen. In Krakau wollten sie sich wiedersehen.

Bei Lublin sieht Rubinstein das Morden durch das Zugfenster. Die Juden hätten im Wasser gelegen. „Und die Lebendigen saßen auf den Toten.“ Im Waggon trifft Rubinstein auf eine junge Frau. Sie trägt ein Kopftuch wie eine Bäuerin. Aber er erkennt sofort: „Gott, Gerechteste, das ist eine Jiddische.“ Es ist Freitag, Viertel vor vier. Er hat ein Hähnchen und teilt es mit ihr zum Sabbat. Als die Frau aussteigt, sagt sie: „Mich bekimt die nicht.“ Und Rubinstein verspricht: „Mich bekimt die auch nicht.“

Bis heute heiligt Sylvin Rubinstein diesen Tag. Er schaltet das Radio ein, Norddeutscher Rundfunk, viertes Programm: „Zum Sabbat“. Dann setzt er die Kippa auf und gibt die Flamme vom rechten Leuchter an den linken. In einer jüdischen Familie zündet die Frau die Kerzen an. Aber Rubinstein lebt allein. Nur die Madonna ist bei ihm, einen Meter groß, aus Holz geschnitzt. Sie blickt von Gobelins und Ikonen. „Maria war Jüdin“, sagt Rubinstein, „und das Jesuskind auf ihrem Arm war Jude.“ In Krakau wartete er vergeblich auf seine Schwester Maria, auf Sala, die Kinder und seine Mutter. „Und ich warte bis heute.“ Bei jeder Dokumentation über den Holocaust hockt Rubinstein ganz dicht vor seinem kleinen Fernsehapparat. Dann sucht er nach Lebenszeichen auf einem halben Jahrhundert alten Zelluloid.

Manchmal ist es, als müßte der Tänzer Mut beweisen und Triumphe zeigen. So wie jene Partisanenaktion 1942, ganz im Süden von Polen, zwischen Jaslo und Krosno. Die russischen Kriegsgefangenen sollten befreit werden.

Die Wachtürme erscheinen im fahlen Scheinwerferlicht. Rubinstein robbt an das Stromkabel. Das Licht fällt aus, und die Partisanen schießen auf die Wachen. Dann springt der alte Mann auf, und die Küche ist wieder Bühne. Jüdische und polnische Widerstandskämpfer, in der Geschichtsschreibung nur Randnotiz, finden in Rubinsteins Erinnerungen ihr Ehrenmal. „Gott hat gemacht mich zum Tänzer, Hitler hat gemacht mich zum Agenten.“

Im Leben dieses Tänzers ist so vieles geschehen, daß Zweifel kommen, wie alles hineinpassen konnte. Und man fragt nach in Polen. Und das Gefangenenlager in Jaslo ist wirklich überfallen worden. Und eine Frau in Krosno erzählte ihrer Enkelin, daß sie einen der geflohenen Russen im Keller versteckt gehalten hatte. Und es beschleicht den Zweifler die bittere Ahnung, daß, wenn dieses jiddisch gesetzte Deutsch, das auf St. Pauli ein Versteck gefunden hat, einmal verstummen wird, etwas verloren ist, das keine Bibliothek bewahren kann.

Wenn es Nacht ist in der engen Küche und Rubinstein sich auf das große Kissen legt, schmiegt sich ein Kaninchen an seine Brust. Er hat es im Park gefunden und mit dem

Löffel aufgezo-gen. So ähnlich sind die beiden Tauben in die Wohnung gekommen und der Nymphensittich, der sich tagsüber auf Dolores' Schulter plustert. „Die Tierchen“, sagt Rubinstein, „sind meine Gesellschaft.“

Auch 1942, auf dem Friedhof in Krosno waren Kaninchen Dolores' nächtliche Gefährten. Das Rascheln, das plötzlich zu vernehmen war, aber kam nicht von den Kaninchen. Es waren jüdische Geschwister, von den Eltern in den Tannen versteckt. Er wußte: Für die Kinder gab es nur eine Rettung: das Kloster Miejsce Piastowe.

In jener Nacht auf dem Friedhof hatte Rubinstein auf einen Deutschen gewartet: Major Kurt Werner, 257. Infanteriedivision, 1. Bataillon. Gemeinsam brachten sie die Kinder zum Kloster. Die Nonne an der Pforte zögerte, als sie den Offizier sah. Aber Rubinstein sagte: „Dieser Mann ist ein lebendiges Gotteskind, für euch und für die Juden.“ Und die Nonne öffnete. Durch die Verbindung zu deutschen Soldaten, berichtet eine der Schwestern heute, seien sie damals auch an Wehrmachtsuniformen gelangt, dank deren Mönche die versteckten Kinder über die Grenze schaffen konnten. Noch immer erhält sie aus London Briefe von Überlebenden, die als Kinder



*Dolores in den
fünfziger Jahren*

durch das Kloster gegangen waren.

Rubinstein hatte den Major das erste Mal in Krakau getroffen. Werner hatte bei einem Schuhputzer neben ihm gestanden. Vielleicht hatte der Soldat ihn angesprochen, weil Rubinstein so gut gekleidet war, vielleicht, weil sich der Tänzer so elegant bewegte. Sie sprachen englisch, dann deutsch, französisch. Der Deutsche lud ihn in ein Restaurant ein. Rubinstein wird nie vergessen, daß sie Ente aßen und Rotkraut. Und plötzlich fragte der Offizier: „Jude oder halb?“ Am nächsten Tag hatte Werners Chauffeur Rubinstein mit nach Krosno genommen, zwei Autostunden von Krakau entfernt.

Um Major Werner war Leben. In der Villa Piasecki in Krosno wo er bei zwei Lehrerinnen aus Danzig Quartier genommen hatte, gab es Personal und Abendgesellschaften. Werner kam aus Berlin. Er war Mitte 40, trug Monokel. Er hatte in Galizien ein Kabarett gegründet: „Die Überwinder“. Die Kameraden waren Maler, Bildhauer, Philosophen und ein Pfarrer.

Was mögen das für Soldaten gewesen sein, die Polen besetzten und jenseits des Mordens Theater spielten, die malten und Gedichte schrieben? Die Verfolgten über die Grenzen halfen und die Rubinstein mit Lebensmitteln zu einem Gehöft schickten, in dem sich ein Deserteur verborgen hielt? Rubinstein glaubt, daß sie eine Masche jenes Netzes waren, das bis zu den Verschwörern des 20. Juli geknüpft war. Eingeweiht wurde Rubinstein nicht. Aber er erinnert sich an eine junge Frau, die er häufig in der Villa traf: „A jiddisches Kindl.“

Rubinstein hat sich 1945 für Kurt Werner bei den Alliierten verwendet. Der wurde sofort aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft entlassen. Danach ist Werner Lehrer geworden in Gerlingen bei Stuttgart. Kollegen dort erinnern sich an einen kunstbesessenen Nachtschwärmer. Am 25. September 1979 ist er verstorben. Von Galizien hat Werner niemandem erzählt.

Allein im persönlichen Nachlaß, den er einem Freund hinterließ, findet sich ein Gästebuch aus seiner Wohnung in Berlin, Urbanstraße 183, und einige Briefe aus Galizien. Dabei liegt noch das Manuskript der Tischrede eines Kameraden zu Werners Verlobungsfeier. Die Verlobte hieß Ethel, war gerade 20 Jahre alt, „am Filmhimmel“, so verkündet der Gratulant, „der kommende Stern“. Ob es das jüdische Mädchen war, das er oft in der Villa getroffen hatte, kann Rubinstein nicht mehr sagen. Der Stern ist niemals aufgegangen.

Unter Gedichten und Aquarellen liegen Briefe der Sängerin Rotraut von Paumgarten die bei einem Gastspiel unter den Offizieren weilte. In einem, datiert vom 28. Oktober 1944, erkundigt sie sich nach dem „kranken Jungen“ in Werners Wohnung in Berlin. Der „Junge“ war Rubinstein.

Sylvin Rubinstein trug eine Karte um den Hals, als er am 12. September 1942 mit der Bahn nach Berlin geschickt wurde. Abgestempelt vom Arbeitsamt Krosno. Darauf stand der Name Turski. Auf den Papieren, die er in der Wojtynkiewicz-Apotheke von Krosno bekommen hatte, war er Pole, römisch-katholisch. Er hatte sich als Zwangsarbeiter im Krankenhaus Neukölln zum Dienst zu melden, der „Umfallklinik Süd-Ost“. Das falsche *m* blieb unbemerkt.

In den Archiven des Krankenhauses fehlen aus dieser Zeit alle Akten. Der Tänzer auf St. Pauli aber hört die sterbenden Polen nachts rufen. „Sie haben gekotzt, als hätten sie gefressen Tabak.“ Er ist sicher, sie kamen aus einem Lager. Dann sagt er Buchenwald. Einer sei stark gewesen wie ein Boxer. Ein anderer habe nach einer Zitrone geschrien. Von einem weiß er sogar noch den Namen: Edmund. Die Zähne waren ihm ausgeschlagen. Edmund nahm Rubinsteins Hände und sagte: „Ich muß sterben, die haben mich angespritzt.“ Dann drückte Edmund ihm ein Buch und ein Medaillon in die Hand. Rubinstein sollte es den Eltern nach Polen schicken. Aber wie sollte er damals etwas verschicken?

Rubinstein hat es nicht ausgehalten im Dienst der medizinischen Forschung im Krankenhaus Neukölln. Freunde verhalfen ihm zu einem anderen Arbeitseinsatz.

Als Treffpunkt war der Friedhof am Halleschen Tor ausgemacht. Dort sollte eine Frau ihn abholen. Sie würde ein Tuch über dem Arm tragen. Doch Rubinstein wartete vergeblich. In einer „Katakombe“ fand er ein Versteck. Darin standen zwei Säрге, und Rubinstein legte seine Hand darauf. Und sagte: „Väterchen, sei nicht böse, ich leiste dir Gesellschaft. Ich will für dich beten, daß du schlafen kannst.“

Drei Nächte hatte Rubinstein auf dem Friedhof verbracht, Wasser getrunken aus einer Friedhofsvase. Dann endlich wandelte die Frau mit dem Tuch über dem Arm durch die Gräberreihen. Sie hatte ihn lange gesucht, denn er hatte den Friedhof verwechselt. Die Katakombe war eines jener Grabhäuschen, wie sie auf dem Südsterne-Friedhof entlang der Mauer stehen. Heute ist es ein Geräteschuppen.

Die Frau besaß ein Schirmgeschäft in der Urbanstraße. Sie hatte die Schlüssel zu Werners Wohnung. Zwei Jahre lebte er dort versteckt.

Die Bombenangriffe, die Berlin erstarren ließen, ermöglichten dem Versteckten Bewegung. Viele hatten die Stadt verlassen. Überall waren Zwangsarbeiter. „Und Agenten“, sagt Rubinstein. Er hielt Kontakte zu Tschechen, zu Russen, zu Deutschen. Mal ist der Pole Turski „mit Malerklamotten und einem Eimer“ unterwegs, in dem Kasserl versteckt sind, mal verpaßt er beinahe die Frau mit dem grünen Turban, die Informationen bringt. Die Gedächtniskirche wird zur Nachrichtenbörse. Von einem Anschlag auf einen Polizeiposten in einer Seitenstraße des Kurfürstendamms beschreibt der Tänzer jedes Detail. Er trifft auf viele, denen er heute den Ehrentitel Agent ver-

leiht. Menschen wie den Bäckermeister gegenüber, der ihm Brot und Streuselkuchen beiseite legte. Und den Chemievorarbeiter Ernst Richter in der chemisch-pharmazeutischen Fabrik H. Starke in Berlin-Tempelhof. Seine Widerstandsgruppe verschaffte dem Illegalen für den Fall einer Straßenkontrolle ein neues Arbeitsdokument. Er stieß auf Christen, Kommunisten, Reste einer Gesellschaft, die es vor 1933 gegeben hatte. Einmal war auch Kurt Werner nach Berlin gekommen, und er hatte seinen Untermieter eingekleidet und mitgenommen in ein Tanztheater. Als die Tänzerin in einem schwarzen Kleid erschien, hat Rubinstein geweint, „weil ich habe gedacht an Schwesterlein meine“. Später, in der Wohnung, setzte sich der Offizier an das Klavier und spielte Maurice Ravels „Rhapsodie espagnole“. Und Rubinstein tanzte. Da machte der Major eine Flasche auf. „Aber ich habe nur angezündet eine Kerze.“ Als Rubinstein erkrankte, wurde das katholische Franziskus-Krankenhaus in der Burggrafenstraße zur Zuflucht. Nonnen und Ärzte nahmen Juden und Flüchtlinge für Monate, sogar Jahre als Patienten auf, schleusten sie an Nazi-Ärzten vorbei. Schwester Stanislawa heute 90, kann sich noch gut an Rubinstein erinnern. Für den „schlanken jungen Mann“, sagt sie, brauchte sie nicht zu beten: „Der war fromm genug. Immer saß er in der Kapelle und weinte.“ Rubinstein weint noch immer, wenn er allein ist mit seinen Gespenstern. Aber wenn Dolores tanzte, dann lachte Rubinstein. Der Tanz war Weiterleben. Musik und Applaus nahmen ihn nach der Befreiung in den Arm. „Ich habe gegeben mein Herz an



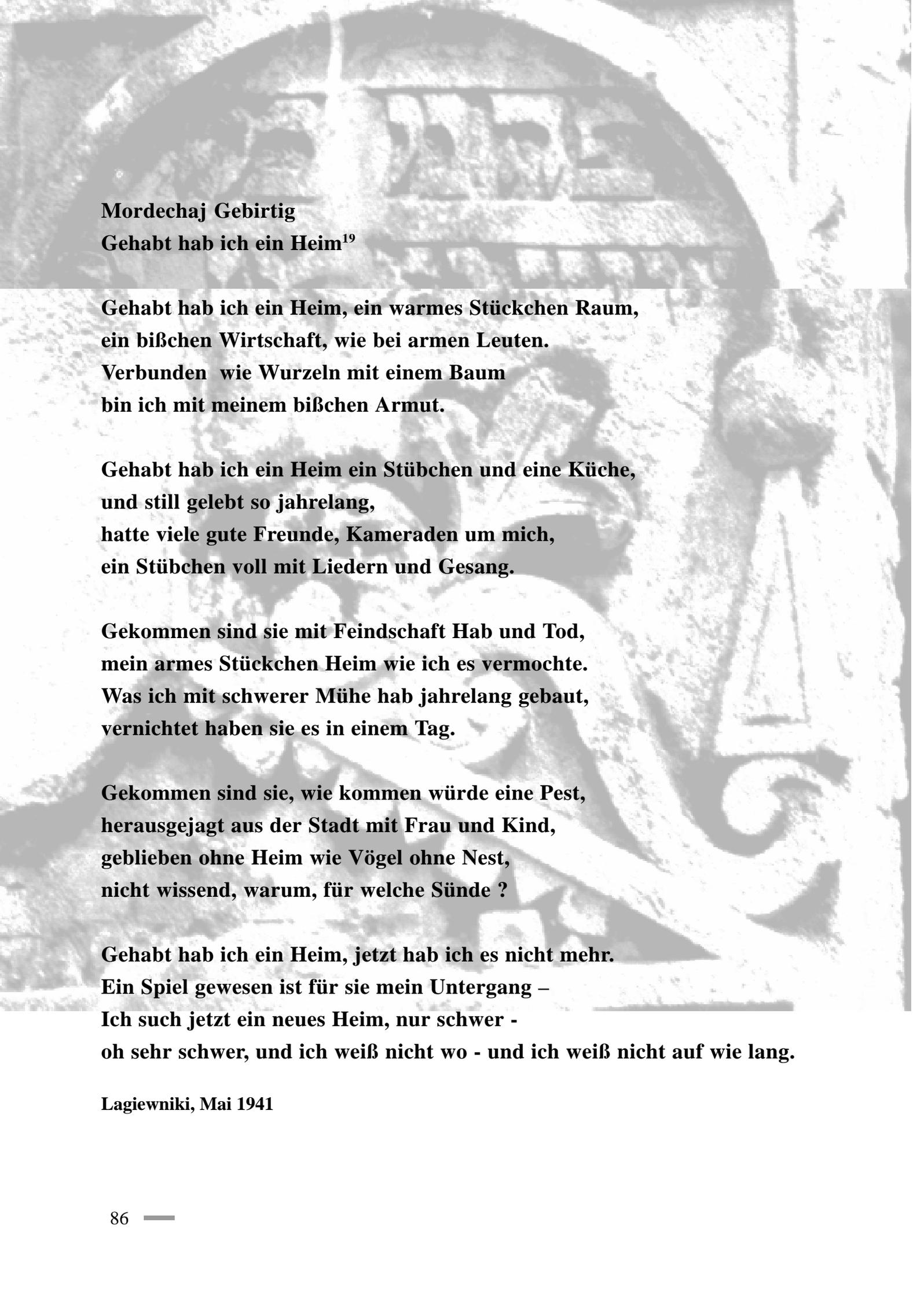
Sylvain Rubinstein

die Füße.”

Er tanzte wieder Flamenco. Doch keine Partnerin war wie Maria. Er tanzte, die linke Körperhälfte in der Weste des José, die rechte im Kleid der Carmen. Er tanzte vor amerikanischen Soldaten. Er feierte Triumphe in der Schweiz. „Nie wieder ich wollte betreten das Nazi-Land.”

Rubinstein kehrte nie nach Deutschland zurück. Dolores kam. Sie tanzte die Schritte, die Maria Rubinstein getanzt hatte, und sie trug die gleichen Kostüme. „Dolores hat nie verbeugt sich den Kopf bis zum Knie, wie Artisten ohne Schule. Dolores war eine Königin.”

Wenn Dolores im Morgengrauen über den Bürgersteig stolzierte, drehten die Menschen aus der Frühschicht die Köpfe nach ihr um. „Ich habe 24 Pelze gehabt, 24 Paar Schuhe. Perlen und Parfüm waren mir nie zu teuer.” Doch das Varieté starb, und das Königreich wurde kleiner. Von den vornehmen Gästen kamen nur noch die Zahlenden, „zu steigen auf die Huren”. Und Dolores trat aus dem Rampenlicht: „Ich wollte werden nie ein alter Clown. Aber Gott mir hat gegeben den Flamenco. Und wenn ich habe getanzt, er mir hat gegeben mein Schwesterlein immer dabei.”



Mordechaj Gebirtig

Gehabt hab ich ein Heim¹⁹

**Gehabt hab ich ein Heim, ein warmes Stückchen Raum,
ein bißchen Wirtschaft, wie bei armen Leuten.**

**Verbunden wie Wurzeln mit einem Baum
bin ich mit meinem bißchen Armut.**

**Gehabt hab ich ein Heim ein Stübchen und eine Küche,
und still gelebt so jahrelang,
hatte viele gute Freunde, Kameraden um mich,
ein Stübchen voll mit Liedern und Gesang.**

**Gekommen sind sie mit Feindschaft Hab und Tod,
mein armes Stückchen Heim wie ich es vermochte.
Was ich mit schwerer Mühe hab jahrelang gebaut,
vernichtet haben sie es in einem Tag.**

**Gekommen sind sie, wie kommen würde eine Pest,
herausgejagt aus der Stadt mit Frau und Kind,
geblieben ohne Heim wie Vögel ohne Nest,
nicht wissend, warum, für welche Sünde ?**

Gehabt hab ich ein Heim, jetzt hab ich es nicht mehr.

Ein Spiel gewesen ist für sie mein Untergang –

Ich such jetzt ein neues Heim, nur schwer -

oh sehr schwer, und ich weiß nicht wo - und ich weiß nicht auf wie lang.

Lagiewniki, Mai 1941

Anmerkungen

- 1** Wittlin, Józef; Hymne vom Löffel in der Suppe. In: Sterna-Wachowiak, Sergiusz (Hrsg.); Polnische Lyrik aus 100 Jahren. Giffkendorf 1997, S. 36.
- 2** Lustiger, Arno; Zum Kampf auf Leben und Tod. Vom Widerstand der Juden 1933-1945. Köln 1997, S. 133-136.
- 3** Lustiger, Arno; a.a.O., S. 136-140.
- 4** Bruno Schulz, geboren 1892 in Drohobycz (Galizien), Dichter, Graphiker, Maler. 1942 auf offener Straße von einem SS-Mann erschossen.
Eine gelungene zweibändige Werkausgabe ist im Fischer Verlag erschienen. Lesenswert in diesem Kontext ist auch eine Erzählung von Matthias Brand zu den Todesumständen von Bruno Schulz. Brand, Matthias; Das Ende der Träume. In: Ders.; See Traum Gelächter. Erzählungen und Geschichten. Kieselbronn 1997, S. 7-19.
- 5** Schulz, Bruno; Pan. In: Ders.; Die Zimtläden und alle anderen Erzählungen. Frankfurt am Main 1994, S. 52-55.
- 6** Lustiger, Arno; a.a.O., S. 214f.
- 7** Gutman, Israel; Der Aufstand des Sonderkommandos in Auschwitz. In: Lustiger, Arno; Zum Kampf auf Leben und Tod. Vom Widerstand der Juden 1933-1945. Köln 1997, S. 215-222.
- 8** Lustiger, Arno; a.a.O., S. 223.
- 9** Die Äußerung von Manes Sperber zu Tadeusz Borowski entnahmen wir der im Piper-Verlag 1999 neu erschienenen Erzählungssammlung „Bei uns in Auschwitz“.
- 10** Borowski, Tadeusz; Bei uns in Auschwitz. In: Ders. Die steinerne Welt. München 1963. S. 134-186.
- 11** Vgl. dazu die 1997 endlich in deutscher Sprache erschienene Erzählung „Scheißegal“ von Liana Millu. In: Millu, Liana; Der Rauch über Birkenau. München 1997, S. 116ff.
Millu schrieb bereits kurze Zeit nach ihrem Lageraufenthalt die sechs Erzählungen nieder, die um exemplarische Erfahrungen aus dem Frauenlager Birkenau kreisen. „Scheißegal“ erzählt von zwei Schwestern, von denen eine sich zum Entsetzen der anderen für die Arbeit im Lagerbordell entschieden hat. Sie sendet ihrer Schwester stetig Nahrungsmittel, die diese aber verweigert, da ihre Schwester seit ihres Eintrittes in das Bordell für sie nicht mehr lebt.
- 12** Różewicz, Tadeusz; Larve. In: Sterna-Wachowiak, Sergiusz (Hrsg.); Polnische Lyrik aus 100 Jahren. Giffkendorf 1997, S. 95.
- 13** Dohrn, Verena; Reise nach Galizien. Grenzlandschaften des alten Europa. Frankfurt am Main 1997, S. 33-50.
- 14** Vgl.: Franzos, Karl Emil; Der Pojaz. Eine Geschichte aus dem Osten. Hamburg 1994.
Ein großer Bildungsroman auf der Folie der klassischen Bildungsromane Wielands und Goethes. Insbesondere Goethes Wilhelm Meister scheint häufig durch. Der Roman vermittelt lebendige Ein-

drücke in das Leben in den jüdischen Shtetln Galiziens in der zweiten Hälfte des 19. Jh.

15 Vgl.: Babel, Isaac; Die Reiterarmee. In: Ders. Werke. Bd.1, Berlin 1973, S.7ff.

16 Karte aus: Graf von Krockow, Christian; Krokowa oder Die Wiederkehr der Geschichte. Zürich 1992. S. 13.

17 Bolecka, Anna; Der weiße Stein. Berlin 1998. S. 51ff.

Bolecka läßt mit ihrem vielgerühmten Roman die multiethnische Vergangenheit des heutigen südostpolnischen Grenzgebietes auf der Erzählfolie einer Erinnerung der Erzählerin an ihren Urgroßvater wiederauferstehen.

18 Kruse, Kuno; Die Beine der Dolores. In: Der Spiegel 27/1998. S. 162-166.

19 Gebirtig, Mordechaj; Gehabt hab ich ein Heim. In : Lemm, Manfred (Hrsg.); Mordechaj Gebirtig. Jiddische Lieder. Wuppertal 1994, S. 246.

JULIA BÄR

MEINE REISEN NACH POLEN

Polen ist für mich immer ein Land gewesen, dessen Name bei mir nichts anderes erzeugt hat als eine Ungewissheit, die ich, wie ich mir später eingestehen mußte, bereits mit Vorurteilen ausgefüllt hatte. Bevor ich zum erstenmal die Reise in dieses für mich zutiefst fremde Land antrat, plagten mich durch diese Vorurteile bestimmte Ängste. Ich befürchtete, daß es kein fließendes Wasser gäbe, ich acht Tage lang nur Kraut und Rüben essen müsse und mein Gepäck spätestens bei der Ankunft in Krakau gestohlen worden sei. Auch wenn ich auf diese Vorurteile und Ängste nur mit Beschämung zurückblicke, so sehe ich sie doch als notwendige Folge einer mangelnden Begegnung und Auseinandersetzung mit dem Osten Europas.

Um so erstaunter war ich, als ich nach 12-stündiger Fahrt in einem Liegewagen der polnischen Bahn in Krakau aus dem Zug stieg und mein Gepäck, statt geklaut zu werden, von unseren polnischen Gastgebern, die uns zuvor mit aufrichtiger Freude begrüßt hatten, zum Bus getragen wurde. Auf der Busfahrt von Krakau nach Krosno hatte ich das Gefühl, eine Zeitreise angetreten zu haben. Wir fuhren durch eine Landschaft, die von der Industrialisierung nahezu unberührt geblieben ist. Der Anblick der Bauern, die nur unter Einsatz von Pferdestärken und menschlicher Arbeitskraft ihre Felder bearbeiteten, machte mir bewußt, wie sehr uns der Bezug zur Natur und Ursprünglichkeit verloren gegangen ist. Dieser Zustand der mangelnden Industrialisierung, den ich nur im Sowi-Unterricht als Kriterium der Armut und der wirtschaftlichen Unterentwicklung kennengelernt hatte, wirkte auf mich so harmonisch, daß ich begann, die Selbstverständlichkeit anzuzweifeln, mit der ich bisher immer davon ausgegangen war, daß ich ein zufriedenes Leben führe.

Durch den Aufenthalt in der Gastfamilie in Krosno und den Kontakt zu den polnischen Schülern habe ich eine Gastfreundschaft erfahren, die mir durch ihre Selbstlosigkeit äußerst fremd erschien. Ich mußte mit Erschrecken feststellen, daß ich die andauernden Liebenswürdigkeiten mit der Zeit eher als störend empfand. Die Erkenntnis, daß ich eine solche aufopfernde Freundlichkeit in diesem Ausmaß einfach nicht gewohnt war, machte mir bewußt, daß sich in unserer Gesellschaft ein Egoismus etabliert hat, an den ich nie einen Gedanken verschwendet hatte, bevor ich nicht erlebt habe, daß es auch andere Formen des Umgangs miteinander geben kann. Trotz dieser Erfahrung habe ich die Freiheit zur Individualität umso mehr schätzen gelernt.

Durch autoritärere Strukturen und Systeme, in denen sich deutlich Spuren des Kommunismus´ und strenge Gläubigkeit erkennen lassen, bleiben den polnischen Schülern einige Freiheiten vorenthalten, die ich immer als ganz natürlich verstanden habe.

Die bewegendste Erfahrung, die ich auf dieser Reise machte, bildete der Besuch von Auschwitz. Mir wurde klar, daß ich zuvor im Geschichtsunterricht nichts gelernt hatte. Das Einzige, das ich den wenigen Informationen, die ich hatte, entnehmen konnte, war, daß Menschen, die so bestialisch töten können, mit einem unendlichen Haß erfüllt oder zumindest geisteskrank sein müssen. Es entsetzte mich, nichts entdecken zu können, das auf Haß oder Geisteskrankheit hinwies. Alles was ich sah war zweckmäßig. Ich ging durch eine Fabrik, ein bürokratisches System, in dem jeder nur seine Anweisungen befolgt hatte, organisiert und kontrolliert, nicht haßerfüllt und erst recht nicht psychisch gestört. Alles, was mir nach dieser Erkenntnis blieb, sind Unverständnis und Fragen, die mir Angst machen, weil ich keine Antworten finde. Ich kann mir nicht vorstellen, was eine Gesellschaft kennzeichnet, die einen solchen organisierten Massenmord als Teil ihres Systems duldet. Ich kann nur hoffen, daß die ständige Präsenz dieser Fragen dazu dienen kann, diese Gesellschaft zu erkennen, wenn man sich in ihr befindet.

Das alte Krakauer Judenviertel Kazimierz gab mir anschließend die Möglichkeit das kennenzulernen, was im 3. Reich fast vollkommen zerstört wurde: die jüdische Kultur. Ich hatte zuvor nie die Gelegenheit gehabt, einen Einblick in die Hintergründe und die Vielfalt jüdischer Kultur zu gewinnen. Als ich abends in einem jüdischen Cafe saß und der betörenden Klezmermusik lauschte, wurde mir bewußt, daß die Folgen des Nationalsozialismus sich nicht auf die vielen Einzelschicksale beschränkt haben, sondern daß wir diese Folgen in Form des Verzichts auf eine Kultur, die unser Umfeld auch weiterhin hätte bereichern können, weitertragen müssen. Uns sind jedoch einige lebendige Reste des Judentums erhalten geblieben und deshalb denke ich, daß es falsch ist, unsere Blicke nur auf das Leid und das Elend zu richten, das diese Kultur erfahren mußte, denn dadurch neigen wir dazu, sie für tot zu erklären, und bereits für tot Erklärtes wird zwangsläufig sterben. Vielleicht ist es ein erster Schritt zum Erhalt dieser letzten lebendigen Reste dieser Kultur, wenn wir lernen, nicht ihre Vernichtung, sondern ihre Inhalte als ihr Wesen zu begreifen.